

# Mörikes Briefe

Autor(en): **Zemp, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759502>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## MÖRIKES BRIEFE

VON WERNER ZEMP

Von Mörikes vielen innigen Briefen die innigsten sind seine Brautbriefe an Luise Rau. Sie verewigen die Geschichte einer Liebe, die mit Schalmeien begann und ausging wie ein Volkslied. Eine ganz alltägliche Geschichte also — und trotzdem wäre es möglich, daß diese paar Liebesbriefe in der Hand einer geplagten Menschheit jedem jüngsten Amerikaner die Waage hielten; einige werden sogar finden, daß sie noch etwas schwerer wiegen. Denn was nimmer sich vergißt in einem Leben, das Köstlichste eines Lebens, ist in diese Briefe eingegangen, und was weder durch Zucht noch durch List zu erringen ist, reines Gold der Dichtung, hier ist's mit Händen zu greifen.

Mörrike war fünfundzwanzig Jahre alt, als er das große schöne Mädchen ein erstes Mal in seine Arme schloß. Erfüllung oder Kapitulation? Der Stiftler hat sich seinerzeit von Waiblinger losgesagt mit der Begründung, er könne die Poesie im Umgang mit keinem zweiten teilen, der «ihre Unruhe und Leiden» um sich verbreiten müsse, statt daß er sie «rein in sich» verwinde oder sich doch wenigstens «auf einen (nur scheinbar) entfernten Weg mit ihr ins Gleichgewicht» setze. Wäre die Verlobung mit Luise ein solcher Umweg gewesen, auf welchem der so mannigfach Gedemütigte die Poesie mit der Prosa zu vermählen hoffte? Oder täuschte er sich: War Dichtung einzig um den Preis eines geopfertem Gleichgewichts möglich, und ein Dichter nur derjenige, welcher willens oder dazu verdammt war, einer Luftspiegelung zuliebe noch auf die holdeste irdische Frucht zu verzichten? Dann wäre freilich Waiblinger im Recht gewesen und war Peregrina im Recht, so wie er selber noch vor einem Jahr im Recht gewesen war mit seinem Schwur: «Alles, nur kein Geistlicher!» Die Jahre 1827 und 1828: welch ein Versagen auf der ganzen Linie! Nicht als Vikar also und nicht als Journalist, noch als Sekretär, Korrektor, Hofmeister war man zu brauchen; Schwindelanfälle auf der Kanzel, und fern von der Kanzel alle Höllen eines schlechten Gewissens: verträumte Fristen und versäumte Pflichten, der Freund enttäuscht, die Mutter in Tränen, und was eben noch Gold schien, unter der verkauften Feder plötzlich stumpfes Blei. Welch unerhörtes Versagen und zugleich welch ein Triumph! Welch unerhörtes Gelingen auch jetzt noch! Dasselbe Geschick, das den kirchenflüchtigen Dramatiker an sich und an der Welt verzweifeln ließ, hat dem Lyriker Verse gewährt, die

einhellig mit den gleichzeitig in Dornburg entstandenen des größten Goethe am Himmel deutscher Dichtung strahlen.

Mit des Dichters Wiedereintritt in den Kirchendienst ist die von Tübingen ausgehende Kette seiner Naturlyrik abgerissen; das Zauberwort schien verschollen, Peregrina tot. In Luisens Armen hat Mörike Sonette gedichtet, einzig im Banne Luisens — und irgendwo in der Pfarrstube schimmerte als «Ableiter und Isolierschemel gegen allerlei Anfechtung» ein imaginärer gipserner Apoll — begreift er das Sonett als Maß und Form, Kelch, dessen Goldornamente erst auf purpurnem Grunde glänzen. «Ich fühle schon vom Zimmer aus», schreibt er seiner Braut, «wie lieblich kontrastierend die Beschränkung dicht an eine wahre Unendlichkeit grenzt, wie nur *ein* Schritt von jener zu dieser ist.» Aus solchem Widerstreit, einem Nebeneinander von Mystik und Zärtlichkeit, Glut und Enge, gewinnt das Mörikesche Sonett seine innere Spannung; nur in seltensten Augenblicken vollzieht sich jenes Wunder der Einswerdung, das die Geliebte zum Mittelpunkt des Kosmos macht:

«Von Tiefe dann zu Tiefen stürzt mein Sinn,  
Ich höre aus der Gottheit nächtger Ferne  
Die Quellen des Geschicks melodisch rauschen.»

Erheben sich Zweifel, so gelten sie nicht sowohl der Beständigkeit als der Wirklichkeit des gekosteten Glücks. Es gibt Aggregatzustände des Wirklichen, davor die gewohnte «Realität» zum Traum verblaßt. «Da ist es mir denn, als rührte plötzlich ein Gott meine Schulter mit der Hand und ich schlug hell die Augen auf — aber nur, um dann gleichsam wieder von einem wachen Traum in den andern zu stürzen, vergeblich ringend, das Wunder zu begreifen, das mich so glücklich macht.»

Vielleicht ist dieser ewig Abschiednehmende seiner Braut nie näher gewesen, als wenn er die Feder ansetzen mußte, um mit ihr zu kommunizieren. In ihm schläft das Bild der Geliebten; die Sprache ist sein Instrument: er braucht nur daran zu rühren, und eine Göttin schlägt die Augen auf. So ist jener unvergleichliche Brief vom 9. November 1829 entstanden, den der Hall der Mitternachtsglocke siegelt — nein, kein Brief, ein sehnüchtes Windharfengetön nur des Traums, lippenlos, atemlos, als rede die webende Mondnacht selber durch diesen heißen Mund. Und so jene vielen andern, darin der Dichter mit seiner fernen Liebsten wie durch einen Zauberspiegel verkehrt: so greifbar hat er sie vor sich, wie sie im Gärtchen steht und Blumen aufbindet, wie sie vor dem Spiegel steht und die Haare wickelt, so traumhaft deutlich sieht er sie am Klavier sitzen, sieht sie im Schlitten fahren und «anmutig frisch-verfroren» unterm Häubchen hervor-

gucken! Wer wollte es Liebenden wehren, an Wunder zu glauben? In ihrer Welt, Welt der Runen, Rituale, Talismane, regiert die Zauberkausalität des Märchens. «Liebe ist der Grund der Möglichkeit der Magie», lehrte Novalis; «ein reizendes Mädchen eine reellere Zauberin, als man glaubt». Ein «Zahnwehtüchlein» fällt zu Boden, und die Stätte ist für immer geweiht. Ein Gewitter geht nieder, und die Seelen der Liebenden berühren sich «im Nu des Blitzes». Hat es übrigens nicht vorletzte Nacht «mit Geisterfingern» an Luisens Fenster geklopft? Schnee, soweit das Auge sieht, doch sowie der Dichter den Namen «Luise» denkt, ist es ihm, «als nähme all das reine Weiß eine leise Rosenfarbe an». Freilich, selbst innerhalb solcher Seligkeit waltet das Gesetz eines Herzens, das in Ausschlag und Gegenanschlag für seine Triumphe unerhört hat zahlen müssen. Ich warf mich «matt und abgespannt aufs Bette und fand, wie seit langer Zeit nicht, wieder eine Zuflucht in dem Troste unverhaltner Tränen. Es ist das einer von den rätselhaften Augenblicken, von denen es heißt: sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?»

Ein Spiel von jedem Druck der Luft — dieser Dichter war es in einem Maße, welches die Legende von seinem «goldigen Gemüt» Lügen straft. In der Schilderung jener eigensinnig-zarten Zwitterzustände, die als die eigentliche Wiege dessen zu betrachten sind, was man bei Dichtern «Inspiration» zu nennen sich gewöhnt hat, erreicht Mörikes Prosa Grade der Verfeinerung und der Intensität, wie sie unseres Wissens im Raume deutschen Schrifttums vor Nietzsche kaum je erreicht worden sind. «... Und so berauscht mich wohl ganze Viertelstunden in dieser purpurischen Nacht der süßen Gedanken, der lieblichsten, zärtlichsten Wehmut. Ich sage ‚Nacht‘ und ‚Purpur‘, denn jene lichte Dämmerung verdichtet sich zuletzt auch wohl, je tiefer die Gedanken gehn, bis zur dunkel-seligen Selbstvergessenheit, wo die äußern Sinne sich zu schließen scheinen, alles, was uns umgibt, verschwindet und versinkt und die innerste Seele die Wimpern langsam erhebt...» Ein Gedicht in Prosa. Sein einziger Gegenstand ist die musische Schwingung selber, das erregtere Spiel der Strömungen kurz vor der Eisbildung, will sagen: der Ausfällung des Gedichtgebildes.

Im Gegensatz zu den auf Schwiegermutterohren abgestimmten Partien waren solche Schilderungen offenbar nicht dazu ersehen, über die Schulter der Adressatin mitgelesen zu werden. Eine andere Frage ist, wie diese ihrerseits mit dem Umstand zurechtgekommen, daß ihr Liebster ein Dichter zu sein schien. Zwei volle Jahre war man nun schon miteinander verlobt, als sie im Herbst 1831 plötzlich die Aushänggebogen des «Maler Nolten» und damit den Schlüssel zu jenen Geheimnissen ausgehändigt erhielt, von denen Mörike nachmals als

von einer «Noli-me-tangere-Vergangenheit» zu sprechen beliebt hat. «Ich wollte ein dunkles Zimmer bauen, und nun verlangt man, daß ich ein Fenster einsetze.» Auf den Zehenspitzen sozusagen, mit angehaltenem Atem mag Luise dieses dunkle Zimmer betreten haben. So betritt Blaubarts Gattin ihres Gatten Allerheiligstes. Auf alles mochte die von Natur Argwöhnische eher gefaßt sein als auf die grause Entdeckung, daß Noltens unglückliche Braut ihre, Luisens, Züge trug! Und vielleicht ist ihr schon damals klar geworden, um welchen Preis sie Peregrinens Urständ im «Nolten», und nicht nur im «Nolten», mitzuerleben verdammt war. Sei dem wie immer — angesichts der Heimlichkeit, in der des Dichters Arbeit am «Nolten» sich abspielte, gewinnt das scheinbar bloß «literarische» Motiv der «Briefintrige» eine überraschend intime Beziehung zu Mörike-Larkens selber, der sich Luise gegenüber eines ähnlichen Doppelspiels schuldig fühlen mochte wie sein Spiegelbruder gegenüber Noltens Braut im Roman. Wunderliche Reziprozität von Kunst und Leben! Diweil Luise ihrem Bräutigam für Noltens Agnes Modell stand, wurde sie ihrerseits mit den Zügen der Umnachteten belehnt. So, als Agnes-Ophelia, als Agnes-Gretchen, hat der Dichter Luise mehrfach gezeichnet, behexte diese seine Phantasie, wenn er sich aus den Strudeln des «Nolten» erschöpft in die Wirklichkeit seines Alltags zurücktastete. Die zwischen Urbild und Abbild, wirklichen und Fabelwesen geheimnisvoll waltende Fatalität reichte indessen noch weiter: Mörike selber machte seinen auf Hohenasperg eingekerkerten Bruder nachträglich auf den «merkwürdigen Zufall» aufmerksam, der ihn zu einem Zeitpunkt, da er von Karls «demagogischen Mystifikationen» noch keine Ahnung hatte, ein analoges Motiv zur Gefangensetzung des Schauspielers Larkens erfinden ließ. Bei ihrem Eintreffen aber war er über die Kunde von seines Bruders Verhaftung derart erschrocken, daß er den Bund mit Luise vielleicht zum erstenmal als Fessel empfand. «Ich entwarf in der Stille einen Plan, bei dessen gehofftem glücklichem Ausschlag ich vor allem Dein Wohl im Auge hatte, wenn Du Dich entschließen könntest, mich etwa ein Jahr im Auslande arbeiten zu lassen, um mir dann ebendorthin auch zu folgen . . . Ich sah (wie ich damals dachte) keine andere Auskunft mehr, ich beschloß, Dir den Vorschlag zur Prüfung zu geben, und zitterte vor Deiner Entscheidung, insofern der Besitz Deiner Person davon abhing . . .» Das ist abermals die Alternative zwischen Peregrina und dem Pfarrers-töchterlein, wie rührend sich der Dichter bemüht zeigt, auf äußere Umstände abzuschieben, was zuletzt einzig in ihm selber seinen Grund hatte.

Hie Kunst also, dort das Leben! So waren schon in den Augen des Achtzehnjährigen die Pole verlagert, die, nachdem sie sich jahre-

lang dräuend die Waage gehalten, sich endlich unter Blitz und Donner gegeneinander entluden. Die Leichen, die auf der tragischen Bühne des «Nolten» zurückbleiben, lassen ahnen, auf welche Seite sich der Sieg neigte. Der Triumph des Dichterischen, der im Zeichen der gespenstischen Orgelspielerin Elisabeth-Peregrina über ein noch bis zuletzt aufgerufenes Humanitätsideal sich vollzieht, kommt der Vernichtung von Noltens irdischer Existenz gleich.

Luisens Briefe an Mörike sind verschollen, von den seinen — sie sind ihm zurückerstattet worden wie ihr die ihrigen — längst nicht mehr alle vorhanden. So bleibt uns der Auflösungsprozeß dieser Liebe verborgen. Ein letztes, immerhin Monate vor dem endgültigen Bruch geschriebenes Blatt kann bezeugen, daß der auf Nolten lastende Fluch sich inzwischen Zug für Zug an dessen Schöpfer erfüllt hatte. «Ich bin seit Wochen wie ein gehetztes Wild, unstedt, fast heimatlos, uneins mit mir selbst und möchte mein Schicksal mit Füßen zertreten.»

Ein vom Blitz Gezeichneter, bis ins Mark versehrt, hat er den Verlust der Einzigen überlebt. Erst Jahre hernach, selten und kümmerlich, durften an totgesagten Aesten die Spätfrüchte einer Idyllik reifen, die sich auf Goethe und, in der Sprache des «Nolten» zu reden, den «Geist der Antike» als auf ihre Kronzeugen beruft. Unter den Epigrammen des Klassizisten findet sich nicht eines, das wir in memoriam Luise Rau namhaft zu machen wüßten. Aber vielleicht ist es kein Zufall, daß der Geisterlaut Schön-Rohtraut sich insgeheim auf den Namen Luise Rau zu reimen scheint. «Schön-Rohtraut» heißt des Ueberlebenden Weihgeschenk an Luise, kostbarste Essenz, zahllosen rasch verblühten Rosen entpreßt.

\*

«Ist es nicht herrlich, wenn zwei sagen können:  
Es ist auch kein erlogen Fädlein zwischen uns!?»

Mörike an Wilhelm Hartlaub 1837.

Mörike, weder ein «Bräutigam» noch ein «Ehemann» wie er im Buche steht, erscheint in seinen Briefen als Genie der Freundschaft. «Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist», schrieb unter schämiger Berufung auf 2. Samuel 1, 26 das «Pfarrerle» einst einem Amtsbruder. Dieser Amtsbruder hat Wilhelm Hartlaub geheißten; sein Stolz aber war, Eduard Mörikes «Urfreund» zu heißen. Mit diesem einzigen Ehrgeiz war Hartlaubs augenfällige persönliche Unscheinbarkeit durchaus vereinbar. Storm zeichnet ihn als «eine hagere, fadenscheinige Pfarrerfigur»; die Qualifikationen des

Schülers und Stiftlers lauten noch mäßiger: «Liest Romane, wo er sie erwischt, hängt mit Mörike fest zusammen. Schwächliche Natur.»

Das Geheimnis einer Liebe «auf den ersten Blick», wie es hier offenbar vorliegt, läßt sich weder begreifen noch definieren; der Grund aber für die Solidität dieser Freundschaft wird auf einer relativ späten Aeußerung des Dichters ersichtlich, die ein anderer als Hartlaub kaum als vollwertige Liebeserklärung hätte gelten lassen. «Du mutest mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspricht», gesteht der Sechsdreißigjährige, «und wenn Du mich anmahnst und aufschüttelst, so ists nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Aengstlichkeit und jener vis inertiae, die ich selbst an mir kenne, gar wohl brauchen kann.»

Vom Stiftler Hartlaub hat Mörike gelegentlich in fast etwas mitleidigem Tone als vom «guten Hartlaub» gesprochen. Zur Zeit, da Tübingens Hamlets und Don Juans, Waiblinger mit seinem «verderblichen Kometenfeuer» und Lohbauer, begeistert um den neuen Dichter sich scharten, schien dessen bewährtester Trabant so gut wie vergessen. Später — die Leisen hatten sich inzwischen von den Lauten getrennt, und der Primat jener «Freimaurerloge», von der Strauß spricht, war mehr und mehr auf Mörike übergegangen — ist es wiederum nicht Hartlaub, sondern Ludwig Bauer gewesen, der als «Orplidwächter» Pagendienste an «seinem Eduard» verrichten durfte. Der neue Großmeister zwar «blendete nicht, weil er sich entzog», aber wenn er, typisch für seine Art, niemals Farbe zu bekennen, als einziger unter Hunderten von farbigen Burschenschaftern in seinem schwarzen runden Filzhut sich zeigte, so las ihm noch jedermann das «Odi profanum volgus» von der Stirn. «Von dem geheimnisvollen Brunnenstübchen, von dem am Tage künstlich verdunkelten und kerzenerleuchteten Gartenhause, wo er mit seinen Erwählten im Shakespeare lese oder von Orplid, der Stadt der Götter, sich unterrede, gingen» — so berichtet Strauß — «nur dunkle, wunderliche Sagen im Volke.» Eine Tuschzeichnung Lohbauers zeigt Mörike unter seinen Erwählten, die alle Schildmützen tragen — er allein trägt den Kranz. Zu diesen Erwählten, für die hin und wieder ein Blitz aus Orplids Traumkrone abfiel, mag auch «der gute Hartlaub» gezählt haben; *seine* große Stunde nahte indessen erst, nachdem der um ein Jahr ältere Ludwig Bauer die Geisterstadt endgültig verlassen hatte. Was Bauer als Geburtshelfer einer neuen Mythologie, das hat Hartlaub für Mörikes Idyllik geleistet: im Beifall dieses irdisch Anspruchlosen fand des Dichters «Andacht zum Unbedeutenden» je und je ihre schönste Belohnung.

Ostern 1826 beglückt ihn Mörike mit einer nicht enden wollenden Huldigungsepistel, die in Ton, Thematik, Gesinnung der Person des

Empfängers so innig angepaßt erscheint, daß man geradezu von einer Miturheberschaft Hartlaubs zu sprechen versucht ist. Aus dem «Großmeister» ist ein Werber, aus dem ehemaligen Vasallen aber ein Mentor und «Schutzgeist» geworden. Der Brief von 1826, eine Galerie wie von Greisenhand getüpfelter, witzig-winziger Kinder- und Genrebildchen, steht als Aeußering eines Zweiundzwanzigjährigen ziemlich einzig da. Er setzt eine vielleicht etwas biedermeierliche Einstellung zum «Poetischen» voraus, die sich mit der Welt der Grimmschen Kindermärchen, Richters und Schwinds ebensowohl verträgt wie mit Homer und Shakespeare, weil ihr Kinder das holdste Märchen bedeuten.

Im folgenden Dezennium verschwindet Hartlaub völlig von der Bildfläche — wie ein unterirdischer Strom verschwindet. Was hätte er von seinem sichern Port aus auf die Notschreie des kirchenflüchtigen Vikars zu erwidern gehabt? Wie hätte er diesem Bräutigam etwas sein können, der gerade jetzt, im Zauberkreis von Schürze und Kunkel, des komplementären Verkehrs mit einem Stürmer und Dränger wie Mährlen doppelt bedürftig schien? Hartlaub konnte warten; er schwieg, als er auf Umwegen von der Lösung jenes selig-unseligen Bündnisses vernahm, schwieg lange, dunkle Jahre, bis ihm der Dichter, der inzwischen in aller Stille beten gelernt, plötzlich aus freien Stücken die Hand entgegenstreckte. Und nun geschieht das Wunder, daß diese Hände sich ineinanderfügen, als seien sie niemals getrennt gewesen. Und das größere Wunder: daß dieser Fügung eine durch vier Jahrzehnte sich bewährende, lebenslange Freundschaft entspringt, die wohl ein paar oberflächliche Schwankungen, doch im Grund kein Wanken kennt. Die beiden Pfarrer sehen einander an: ihre Gesichter sind nicht jünger geworden, und doch glaubt jeder sein verjüngtes Ebenbild in den Blicken des andern zu gewahren. Es ist, als ob die gegenwärtige Situation mit eins etwas von jener skurrilen Unwahrscheinlichkeit bekomme, die sie weiland für ihre spöttischen Stiftleraugen gehabt hätte. Wenn Waiblinger sie jetzt sehen könnte! Aber, ach, der ist längst in seinem römischen Elend gestorben, und auch Flad, der fromm gescheiterte Flad, schon seit Jahren bei den Engeln. Die übrigen: kleine Pfarrer, wenn's hoch kommt, wie sie selber oder Professoren wie der Sichéré. Der Sichéré! Ein Wink mit den Brauen — und schon ist der Pfarrer von Cleversulzbach nur mehr Fabel, die weil sein ungeheuerlich adrettes Alter ego von Anno dazumal, die Person gewordene Windbeutelerei, unaufhörlich blinzeln, wispernd, hüstelnd derart einzige Effekte zeitigt, daß Hartlaub unter Stöhnen um Gnade fleht. Wie er seinerseits bei diesem Wiedersehen bestanden, will der Bescheidene andern Tags von Wermutshausen (Mörrike sagt: Wermbrechtshausen) aus wissen. Der Mergentheimer Kurgast kann ihn

beruhigen: «Du hättest Dich in irgendeinem Teil verändert? Bei Gott! nicht einen Zug zum Nachteil unserer Liebe. Du bist etwas gefaßter und ernster geworden, milder und, möchte ich sagen, runder in Deinen Manieren, das Dir trefflich ansteht.» Er hätte mit Goethes Tasso hinzufügen können, der Freund schein ihm nachgerade alles zu besitzen, dessen er selber ermangle.

Nicht daß Hartlaub, seiner von Mörike zweifellos überschätzten «Emballierkunst» zum Trotz, in Wahrheit der Antonio gewesen, den man im weltfremden Gespenster-Pfarrhaus zu Cleversulzbach aus ihm machen wollte! Immerhin steht fest, daß seine Generosität jahrelang die Betteloper eines Idylls fristen half, von dem des Dichters halbe Verwandtschaft zehrte, ja daß gar hin und wieder eine seiner Predigten den Weg von Wermutshausen nach Cleversulzbach (Mörike sagte: Klepperfeld) fand, wo sie der Freund auf der Kanzel vortrug, «als wär's ein Stück von ihm». Vor allem: Hartlaub besaß Weib und Kind, für Mörike der Inbegriff «gesund helläugigten Lebens»! Indem der Dichter sich scheinbar restlos an diesen so engen, so hermetisch-zärtlichen Zirkel verlor, blühten ihm alle jene Wonnen wieder, darin er je und je, als Bräutigam wie als Stifter, geschwelgt und deren er im Windschatten mütterlicher und schwesterlicher Bevormundung wohl oder übel hatte entraten müssen. Waren des Freundes Töchterchen «Bagnese» und «Bada», die «Mirbels», so sie erst das Cleversulzbacher Pfarrhaus betraten, nicht auch ein wenig seine eigenen? Und Hartlaubs Frau, «das Konstänzlein»? Sie sei ihm jederzeit «wie eine Braut» erschienen, lautete sein Urteil nach der Lektüre ihres Geheimtagebuchs, das «Artiglaub»-Kandaules dem Freund ebenso unbedenklich überantwortete wie dieser ihm das Bündel Liebesbriefe an Luise. «Küß Deiner lieben Frau», bittet er den Urfreund, «Stirn, Mund und Augen von mir!»

Gerade das Schelmisch-Illegitime solcher Familiarität dürfte dem «Idylliker» behagt haben, der auf seiner Flucht aus den Sphären des Unbedingten ins Bedingte auch außerhalb des literarischen Bereichs ein Eklektiker blieb. Gleichermassen wie es ihn seinen eigenen Besitz bald in Theokrits, bald in Schwinds, bald in Hans Sachsens Münze zu prägen gelüstete, sehnte er sich noch jederzeit darnach, auf der vollen Klaviatur menschlicher Fühlweisen als Freund, Sohn, Bruder, Gatte, Vater wenigstens zu experimentieren. «Ha! wie sehn ich mich, mich so zu sehnen!» Aus einem verwandten Gnomen-Verlangen gesellt sich des Dichters holdestes Traumgeschöpf, die schöne Lau, zu den Nonnenhofleuten, und auch darin ähnelt ihm die dämonische Wasserfrau, daß sie den Harmlosen, Fröhlichen sich nicht sowohl zu offenbaren als es ihnen vielmehr in lachender Heiterkeit gleichzutun bestrebt ist. Die oft ein wenig rührende Note solcher Angleichungs-

versuche ist den Hartlaubs wohl so wenig entgangen wie den Nonnenhofleuten: der Genius, in dessen Blick, einem Blick voller Staunen, Neid, Tiefsinn, noch das Alltägliche gleichsam verjüngt und vom Fremdglanz goldener Märchenzeiten umflossen erschien — wie unzulänglich, wie ohnmächtig fand ihn «die Forderung des Tages»! Ja die bisweilen ins Flehentlich-Kindliche ausartende Bereitwilligkeit, mit der er sich von seinen Freunden bemuttern ließ —, es war eine von Mörikes fixen Ideen, daß der Urfreund gewissermaßen als Parze am Faden seines Schicksals spinne —, mußte diese allerdings verleiten, ihn für noch weit hilfloser zu halten, als er es in Wahrheit war. Kein Wunder, daß das Gerücht von des Einundvierzigjährigen Heiratsabsichten in Wermutshausen zunächst auf befremdetes Kopfschütteln, dann auf Stürme der Ablehnung stieß! Wie wohl er sonst — nach Mörikes Vorgang — nicht ungern ein Weihrauchdüftlein geschnuppert, war Hartlaub Galle und Kralle gegen «die Katholikin», in welcher das nicht minder eifersüchtige Konstanzlein zum vornherein «ein bis zur Verzweiflung eigensinnig verwöhntes Geschöpf von zweideutigem Charakter» erkannte. Fürchterlich wogte der Kampf, der seitens der Freunde nicht allein gegen das liebende Pärchen, sondern in noch weit grausameren Formen gegen dessen Bundesgenossin Brangäne-Klärchen geführt wurde und aus dem der Dichter erst sieben Jahre später, wo nicht als Sieger, so doch als Ehemann hervorging.

Jetzt endlich schien sich der wackere «Artiglaub» wieder auf seinen Kosenamen besinnen zu wollen. Dem neuen Gestirn wurde, so gut es ging, Rechnung getragen, innerhalb einer zunächst freilich etwas veränderten Konstellation, aus der sich die einstige Sternenfreundschaft nur zögernd wieder herstellte. Der Dichter, jetzt Vater, Doktor, Professor gar, mit Ordensbändern und Ritterkreuzen geschmückt, von den Besten seiner Zeit erkannt und umworben, von der Öffentlichkeit heimgesucht —, der Dichter war inzwischen so etwas wie eine Zelebrität geworden, aber darin allerdings ein Stiftler geblieben, daß ihm am Beifall seines ehemaligen Kompromotionalen mehr gelegen war als an jeder öffentlichen Ehrung. Die «Hetärie» in ihrer ursprünglichsten Form schien damit aufs neue besiegelt, der Trabant im Aufblick zu Orplids Traumkönig mit seinem ärmeren Dasein versöhnt. Als es sich darum handelte, Hartlaub zu einer einkömmlicheren Pfarre zu verhelfen, war es diesmal am Dichter, den Antonio zu spielen. Ein paar Worte zu einem Staatsrat, und der Urfreund saß im Amt.

Daß, kurz vor Mörikes Tod, die Freunde ihre Rollen abermals tauschten, war letztlich eine Folge jenes fatalen, durch die Wohngemeinschaft mit Klärchen bedingten Dreieck-Verhältnisses, an dem

Mörikes Ehe zerbrach. Der Bruch ging mitten durch die Familie: Während Gretchen mit der Aeltesten nach Mergentheim übersiedelte, klopfte der Dichter, von Klärchen und der kleinen Marie gefolgt, als «der traurigste aller Landfahrer» bei Hartlaub an. Der wäre nicht Mörikes Urfreund gewesen, wenn er eines so späten und bitteren Triumphes über seine Nebenbuhlerin hätte froh werden können, auch war er längst alt genug, irdisches Rollenspiel zu durchschauen. Seine Schriftzüge waren denjenigen des Freundes im Laufe der Zeit immer ähnlicher geworden: die Handschriften der beiden Greise sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Und noch eines verdient Erwähnung: Als sie den Dichter begruben, verhielt sich der erschütterte Ueberlebende so, wie jener, wäre er an seiner Stelle gewesen, sich verhalten hätte: er blieb weg.

*(Aus der Einleitung zu der demnächst in der «Manesse-Bibliothek der Weltliteratur» erscheinenden Auswahl von Mörikes Briefen.)*